

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 3

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur- und Zeitfragen

Heidelberg.

Daß unsere Beziehungen zum Deutschen Reiche in jeder Richtung allmählich sehr schlecht geworden sind, dürfte von keiner Seite bezweifelt werden. Einige begrüßen das als einen von ihnen erstrebten Erfolg; andere werden sich darüber ihre sorgenvollen Gedanken machen. Denn die Sache liegt doch so: ein Umsturz der jetzigen Verhältnisse im Deutschen Reiche ist nur bei einer großen Niederlage in einem neuen Kriege zu erwarten. An eine Umkehr von innen heraus ist so wenig zu denken als in Rußland. Namentlich haben alle Beschimpfungen, hämischen Bemerkungen, die täglich aufzutretende Lebensaufgabe einiger Schweizer geworden ist, nicht die geringste Wirkung auf die jetzigen Machthaber, oder höchstens den der Versteifung auf dem bisherigen Wege und den der Nahrung einer verbitterten Gesinnung. Und eine abermalige Zerschmetterung Deutschlands nunmehr durch den Bolschewismus hätte für uns alle unausdenkbar schwere Folgen und kann auch von den beherztesten Feinden des Nationalismus wenigstens im bürgerlichen Lager bei einigem Nachdenken und einigem Verantwortungsgefühl nicht gewünscht werden. Solange man also mit dem Deutschen Reiche nicht im Kriegszustande lebt, sondern in friedlichem, nahen und verhältnismäßig immer noch regen Verkehr steht, ist es weder heldenhaft, noch auch klug, die Machthaber dieses Landes ständig zu verlezen. Wenn man z. B. die deutschen Reisenden braucht, erscheint es töricht, deren vaterländische Einrichtungen und Anschauungen andauernd verächtlich zu machen. Wären die Deutschen Engländer, so hätte schon längst kein einziger mehr den Fuß über unsere Grenze gesetzt. Allmählich wachsen aber auch die Deutschen in eine ähnlich harte Volksgesinnung hinein.

Damit soll nicht gesagt sein, daß man um des schnöden Vorteils willen auf seine Überzeugungen und deren Bekundung immer verzichten soll. Die Frage ist nur, welcher Anlaß ist so bedeutend, daß man nun die eigene Gesinnung nicht unterdrücken darf. Das wird Temperamentssache sein. Heinrich des Vierten Ausspruch: Paris vaut bien une messe wird uns wegen seiner glänzenden Leichtigkeit bei größter Staatsklugheit ewig Bewunderung abnötigen. So leichtblütig sind unsere, sonst und heute erst recht nach Frankreich schauenden Sozialisten nicht. Die roten Herren von Basel haben ihre Überzeugung, daß eine Vertretung der Basler Universität an der Heidelberger Universitätsfeier dem hehren Gedanken der Demokratie und der von ihnen hochgehaltenen Freiheit der Wissenschaften zuwider sei, durch nachträgliche Ablehnung der Einladung zum Ausdruck gebracht. Sie taten das, nachdem sie sich vorher bei der Pariser Sorbonne Rat geholt hatten.

Schon im gewöhnlichen Leben muß jedermann bisweilen an Veranstaltungen teilnehmen, mit denen er gar nicht einverstanden ist. Er wird wohl nie deswegen Schaden an seinem Innersten davongetragen haben. Aus der Teilnahme in Heidelberg hätte niemand der sozialistischen Regierung einen Mangel an Mut und Gesinnungstreue vorgeworfen. Einer solchen Einladung zu folgen, ist reine Höflichkeit und alle weiteren Schlußfolgerungen wären offensichtlich unrichtig. Eine bereits erfolgte Annahme einer Einladung aber zurückrufen, ist ausgesprochen unfreundlich und hat als Bekundung einer sozialistischen Regierung in der gebildeten Welt kaum das Gewicht, das der Ablehnung dieser Einladung durch die Universität von Oxford unleugbar zukam. Daß aber die Engländer auch darin Meister sein können, in ihrem insularen Hochmut und in ihrer Bodigkeit große Dummheiten zu begehen, dafür mag man einige Beispiele in dem Buche von Duff Cooper, dem damaligen englischen Kriegsminister, über Talleyrand nachlesen. Es ist kein Glaube nur dessen, was man etwa wünscht, sondern beruht doch auf festen Anzeichen, wenn

man die Meinung vertritt, daß England eine Unterstützung durch die neue Macht des Deutschen Reiches eines Tages ebenso brauchen wird, wie das umgekehrt heute der Fall ist. — Also: man soll aus einer Sache nachbarlicher Höflichkeit keine der Bekenntnistreue machen. — B.

Gesamtwille und öffentliche Meinung.

Es wird heute so viel über die öffentliche Meinung, über den Willen des Volkes gesprochen und geschrieben, daß eine Auseinandersetzung über das Problem „Gesamtwille und öffentliche Meinung“ recht dringend ist.

Der Gesamtwille findet eine durchaus natürliche Erklärung. Gewisse psychische Elemente mehrerer Personen müssen sich decken. Decken sich ihre Ziele in der Hauptsache, so entsteht ein Gesamtwille. Der Gesamtwille ist also ein wesentliches Merkmal jeder Gemeinschaft, denn zu dieser gehört die Wesensverwandtschaft des Strebens zu Höherem, zu einem Ziel, das im Staate, in der Schule, der Kirche usw. liegen kann. Gleichheit der Mittel ist dabei nicht notwendig. Es sollte sogar eine gewisse Spannung zwischen ihnen bestehen, wenn ein gedeihliches Gemeinschaftsleben blühen soll. Gleichheit der Wege wirkt lähmend und wenig vorwärts treibend, allzu große Verschiedenheit dagegen kann die Gemeinschaft sprengen.

Einheitlichkeit ist im Ziel erforderlich. Das Ziel hält eine Gesellschaft als solche zusammen. Im Ziel vereinigen sich die Wege. Sind die Menschen über das Ziel nicht einig, so führen sie kein Gemeinschaftsleben. Sie laufen interesselos nebeneinander her oder durchkreuzen, oder bekämpfen ihre Bestrebungen. Zum Gemeinschaftsbegriff gehört aber die volle Übereinstimmung der Bestrebungen zu einem Ziel. Diese ungefähre Übereinstimmung ergibt das vereinigte Wollen, das Gesamtwollen, den Gesamtwillen, wie sie Sitte und Recht darstellen. Reden wir also vom Gesamtwillen, so kann das nur geschehen, wenn wir ihn einer Gemeinschaft zu Grunde legen.

Die Übereinstimmung selbst ist meist nur eine ungefähre, oft gar eine erzwungene. Oft entscheidet nur ein oder mehrere Führer, in letzter Linie die Macht. Selbstverständlich muß die Macht der Zustimmung der beachtlichen Einzelwillen sicher sein, denn sonst vermag sie sich nicht durchzusetzen. Aus diesen Gedanken heraus findet das Führerproblem seine grundsätzliche Lösung. Wenn mitunter ein Führer, in dem der Wille der Nation lebendig geworden ist, bezeichnet wird, so heißt das: der Führer muß die Bestrebungen, die das Volk beherrschen, in sich aufnehmen und zu den eigenen machen; so beherrscht er das Volk. Das Volk ist eben nicht nur eine Vereinigung von Personen, es ist ein lebendiges Ganzes, das eine Fülle von Bestrebungen hat, die es zu verwirklichen sucht.

Das Führerproblem ist eine der wichtigsten Fragen, die auch bei den Problemen der besten Staatsform eine entscheidende Rolle spielt. Führer ist tatsächlich der, der die größte Macht innerhalb der Gemeinschaft besitzt und den Gesamtwillen am eindringlichsten im Sinne dieser Machtstellung zu lenken versteht.

Während der Gesamtwille und das Führerproblem nur der Gemeinschaft eigentümlich sind, kann sich die öffentliche Meinung in jeder sozialen Gruppe über drei Personen bilden. Die öffentliche Meinung bildet sich nicht nur im staatlich-politischen Leben, auch in Wirtschaft, Dorf, Stadt, einer Berufsorganisation usw., vor allem aber in der Gesellschaft oder einem Ausschnitt aus ihr, der Gesellschaft fehlt die den Gemeinschaften eigentümliche Wesensverwandtschaft. Die Gesellschafter streben nach demselben Ziel, aber voneinander getrennt, die Wesensverwandtschaft der Mittel fehlt, es herrscht Streit.

Die Ansicht, die Meinung haben; nicht das Wollen, das Streben zu einem Ziel, ist das Hauptmerkmal und der Hauptunterschied in Bezug auf die Gemeinschaft. Einmal vorhanden, ist die öffentliche Meinung eine Macht, mit der ernstlich ge-

rechnet werden muß. Es geht heute nicht mehr an, sich über sie geringschätzig hinwegzusetzen. Der Einfluß der öffentlichen Meinung unter der Vorherrschaft der Gesellschaft ist ein gewaltiger. Er wird noch gesteigert, je stärker die Bedeutung der Gesellschaft gegenüber den Gemeinschaften wird. Die Klage, die vielfach laut wird, man könne sich im kulturellen Leben, in Politik und Wirtschaft, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nur durchsetzen, wenn man die öffentliche Meinung für sich habe, dürfte ein Beweis des Gesagten sein. — Gleichwohl werden starke Naturen die öffentliche Meinung zu lenken verstehen.

Karl Ingold.

Bücher Rundschau

Kunst des fernen Ostens.

Kunst des fernen Ostens. 15 Farbtafeln alter Meister, mit Einführung von Otto Fischer. Iris-Verlag, Bern.

Nach Zusammenbruch der fast fieberhaften Erzeugung von großen und teuren Kunstbüchern, wie sie vor zehn Jahren im Schwange war, wagten sich vor einiger Zeit die billigen hervor, welche jetzt eine neue Blüte des deutschen Kunstbüchermarktes anzubahnen scheinen. Die allgemeine Krisennot hat hier ganz Erstaunliches zu leisten gelehrt. Was der neugegründete Berner Verlag bietet, scheint in dieser Hinsicht kaum noch zu überbieten; und die Begrenzung des Umfangs ist wohl bei dem vorliegenden Buche nicht nur eine von außen her diktierte, sondern ist dem Gegenstande besonders angemessen. Obwohl es sich um erstklassige Sachen ganz vorwiegend aus dem eigentlichen schöpferischen Land dieses Kunstgebietes, China, und aus den eigentlich schöpferischen Kunstperioden desselben handelt, die wie in Europa etwa zwischen 1000 und 1800 liegen — so ist doch die weise Beschränkung auf eine mäßige Anzahl hervorragender Werke hier für den Europäer, der nicht fachlicher Kenner ist, wohlthuend. Gar zu leicht verschwimmt ihm sonst alles in eine ungliederte Einheit. Sowie so ist dies Reiz und Gefahr der Betrachtung von allen Kulturen, die dem Betrachtenden fernstehen. Wer etwa ohne besonderes Interesse und Wissen ein asiatisches Kunstmuseum wie das Musée Guimet in Paris durchwandert, behält nicht viel anderes im Kopf, als den Eindruck eines einheitlichen geistigen Komplexes, der in seiner ungeheuren Fremdheit für den Europäer keinen Einfallspunkt darbietet und im ganzen etwas Beängstigendes behält. Zweifellos würde es auch einem feinsühligen, aber nicht näher unterrichteten Asiaten ähnlich gehen, der in einem Museum europäischer Kunst von frühchristlichen Reliefs bis zu den Gemälden des französischen Rokoko fortginge und auch dabei vor allen Unterschieden eine große Gleichförmigkeit erleben würde. Trotzdem bleibt da ein Unterschied. Die Spannweite der asiatischen Kunst ist zweifellos geringer als die der europäischen. Es fehlt der ersteren weitgehend das differenzierende Hauptproblem, der Mensch in der kräftigen Eigen-Durchbildung, die ihn von den Dingen absetzt, aus der großen Einheit der Welt herauslöst und zum Bewußtsein seiner selbst als eines Mikrokosmos hinzwängt. Obwohl in der vorliegenden Auswahl die Figurenbilder Ostasiens, in denen der Mensch mehr als Staffage ist, ganz fehlen, und nur Landschaften, Tier- und Blumenbilder geboten werden, so können wir deutlich die passive Rolle des asiatischen Menschen gerade auch daran studieren, wie hier Natur keinen Raum für eine selbständige Entfaltung läßt. Zwar sind Tiere und Blumen mit wunderbarer Andacht zum Kleinsten, zarter Ehrfurcht vor der gegebenen Gestalt des Unscheinbarsten wiedergegeben; aber sie sind nirgends in Gegensatz zur Welt und in sich selbst hinein gelangt, sie schauen uns aus unerlösten Rätselaugen an, durch die widerstandslos der große Pan hindurchatmet. Der Sinn für die Atmosphäre, für das Musikalische und Strömende, das um die Dinge ist, bedeutet zwar auf den ersten Blick ein subjektives und stimmungsmäßiges Element; aber, schauen wir näher hin, so verweilt es doch in ein Objektives, weil der Mensch als möglicher Beziehungspunkt fehlt. Die Hingabe des Künstlers ist eine so vollständige, daß auch die Aufnahme jenes Christen, daß sogar die Dinge selber darin wie ein